

Für unsere Kinder

Nr. 2 Beilage zur Gleichheit 1908

Inhaltsverzeichnis: Herbstnacht. Von Gottfried Keller. (Gedicht.) — Modernes Heldentum. Von Brand. — An meinen Sohn. Von Percy Bysshe Shelley. (Gedicht.) — Meister Lampes Reitpferd. — Zwei Treibhauspflanzen. Von Hebe. — Herbst. Von Robert Reinick. (Gedicht.) — Die sieben Schwaben. Von Grimm. (Schluß.)

Herbstnacht.

Von Gottfried Keller.

Herbstnächliche Wolken, sie wanken und ziehn
Gleich fieberisch träumenden Kranken dahin;
Auf Bergwald und Seele die Düsternis ruht,
Ob kalt sie auch Wind und Gedanken durchfliehn.
Klar strahlend jedoch tritt hervor nun der Mond,
Und weithin die Nebel entschwanen um ihn;
Geh' auf auch im Herzen mir, lieblicher Stern,
Dem immer die Schatten noch sanken dahin!

Modernes Heldentum.

Modernes Heldentum! Sind das nicht zwei Dinge, die nicht zusammengehören? Gibt es denn jetzt noch „Helden“? Aberhaupt: Was sind das für Wesen, die man mit diesem Ehrennamen bedenkt? War Alexander, den sie den „Großen“ nennen, ein Held? War Cäsar ein Held? Und Hermann, der Cherusker? Und Blücher? Und Moltke, Bismarck, Wilhelm I.? Aus dem Geschichtsunterricht der Schule wirst du wahrscheinlich die Meinung nach Hause gebracht haben, daß jene Männer selbstverständlich „große Helden“ gewesen seien, und daß meine Fragen also eigentlich recht unpassend sind. In guten und schlechten Gedichten und Geschichten werden die „Helden“ taten dieser Männer gefeiert und in Liedern werden sie besungen. „Wer ist der greise Siegesheld . . .?“ Antwort: „Dein Wilhelm, dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!“ Oder: „Es ritt aus Berlin ein tapferer Held?“

Kennt ihr diese Lieder? O ja, ihr kennt noch viele andere, die nicht einmal so gut sind wie diese beiden. Und immer singt ihr darin von Helden und Heldentaten! Wißt ihr denn

auch, was ihr da besingt? Vielleicht kann ich euch bei der Antwort auf diese Frage etwas behilflich sein.

Wenn es schon wahr ist, daß man die Menschen am besten an ihren Taten erkennen kann, so wollen wir uns die Taten jener „Helden“ doch einmal etwas genauer ansehen. Damit euch die Prüfung nicht allzu schwer falle, wollen wir nicht gar zu weit rückwärts schauen.

Da ist zum Beispiel „Das Lied vom Schill“ (Arndt). Warum ist Schill ein „tapferer Held“? Das Lied gibt uns selbst ausgiebige Antwort.

... Er führte sechshundert Reiter ins Feld;
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Sie dürsteten nach Franzosenblut.

Und sie haben ihr Handwerk gut verstanden;
Sie haben „das fetts Land mit französischem
Blut gefärbt. „Franzosen zu töten, das
deucht ihnen gut.“

Ein anderes Lied: „Das Lied vom Feld-
marschall“ (Arndt). Was hat der Feld-
marschall Blücher getan, das ihn zum Helden
gemacht hat? Das Lied antwortet: „Mit
eisernem Wesen das Land rein gemacht.
... Zehntausend entschliefen, die nie
wachen auf . . . Bei Leipzig auf dem Plane,
o herrliche Schlacht! Da brach er den Fran-
zosen das Glück und die Macht . . .“

Ein anderes Lied: „Kaiser Wilhelm“
(Hoffmann v. Fallersleben). Warum ist Kaiser
Wilhelm ein „greiser Siegesheld“? Antwort:
Er „hat für dich in blutiger Schlacht besiegt
den ärgsten Feind“.

Soll ich noch mehr „Helden“taten aufzählen?
Eure Geschichtsbücher wissen sicher noch viel,
viel mehr. Ich denke aber, die Taten, die ich
erwähnt habe, genügen vollaus, um euch er-
kennen zu lassen, daß die „Helden“taten jener
Männer von Blut triefen. . . . zu töten, das
deucht ihnen gut.“

Soweit deutsche Helden verherrlicht werden,
sind es natürlich fast immer die vermaledeiten
Franzosen, denen deraraus gemacht werden
soll; denn sie sind ja „der Erbfeind“. Es
gibt in unserem lieben Vaterland bald kein
Flecken Erde mehr, das nicht durch die
Taten seiner „großen Helden“ mit Blut ge-
tränkt ist.

Nun frage ich dich, du deutsches Arbeiterkind: Sind diese Heldentaten wirklich des Ruhmes wert? Erfüllt dich nicht Trauer und Entsetzen, wenn du liest von dem grauenvollen Morden und Schlachten der Völkerkriege? Und diese schrecklichen Dinge willst du in Liedern besingen? Besinne dich!

Vielleicht entgegnest du mir: „Freilich sind die Kriege schlimm und verabscheuungswürdig; aber wenn doch nun die Franzosen immer anfangen . . .“

Wen meinst du damit: die Franzosen? Das französische Volk? Liebes Kind, das Volk sängt überhaupt keinen Krieg an, weder das französische noch das deutsche. Das Volk haßt den Krieg, der seine Söhne mordet und seine Töchter zu Witwen macht. Frage deinen Vater und deine Mutter; sie werden dir sagen, daß das deutsche und französische Volk sich längst die Bruderhand gereicht haben. Die Kriege werden von anderen Leuten gemacht, welche die Völker gegeneinander heizen, um den selbstsüchtigen Interessen der Reichen und Mächtigen zu dienen. Das sind ihre „Heldentaten“!

Nun könntest du mir noch eins entgegnen: „Aber es gehört doch Mut und Tatkraft dazu, sein Leben in die Schanze zu schlagen.“ Das klingt nicht übel. Sein Leben in die Schanze schlagen; aber das allein tut's nicht. Jeder Räuber und Raufbold tut dasselbe und erntet mit Recht unseren Abscheu. Nein, es muß noch etwas hinzukommen: Eine große und gute Sache muß der Preis sein. Wer dafür sein Leben wagt, der ist ein Held; der verdient unser Lob. Nun will ich zwar nicht in Abrede stellen, daß auch unter den Kriegshelden manche gewesen sind, die für eine gute und gerechte Sache gefochten haben. An ihrem Ruhme soll nichts geschmälert werden; aber dann sollte man auch nicht vergessen, daß derselbe Ruhm jedem ihrer „gemeinen“ Soldaten gebührt, der ebenfogut sein Leben in die Schanze geschlagen hat. „Zehntausend entschliesen, die nie wachen auf . . .“

Aber weg von den Stätten des Blutvergießens; ich weiß euch bessere „Helden“. Und ganz „moderne“ dazu. Kennt ihr Fridtjof Nansen, den Nordpolfahrer? Er hat alles, was er hatte, Weib und Kind und Gut und Leben an die Erreichung eines hohen Zieles gesetzt: Er wollte den Nordpol entdecken und hat unter ungeheuren Mühen und Entbehrungen eine Fahrt durch Nacht und Eis unternommen. Was dünkt euch, war er ein Held?

Oder ein anderer: Der Graf Zeppelin. Er hat alles, was er hatte, an die Erreichung seiner Lebensaufgabe gesetzt; er setzte sein Leben ein für eine große Sache. Was dünkt euch, ist er ein Held?

Aber ich weiß noch andere Helden und Heldinnen. Ihre Zahl ist Legion, und wenn es euch auch erst wunderbarlich vorkommt, daß ich in diesem Zusammenhang von ihnen spreche, so will ich's doch tun.

Ich kenne eine Frau, die bringt den Leuten Grünwaren ins Haus. Ihr Mann ist seit zwanzig Jahren tot; sie hat drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, alle wohlgezogen und jetzt in guten Stellungen. Die Frau hat keine Hilfe gehabt und keine begehrt. Nachmittags geht sie seit vielen Jahren zum Waschen und Reinmachen aus. Was dünkt euch, ist diese Frau eine Heldin?

Ich kenne einen Mann; er ist Tischler; seine Frau ist seit langen Jahren krank, schwer krank, so daß sie nichts verdienen kann. Die Kinder gehen noch alle zur Schule. Der Verdienst des Mannes ist gering; aber er hält den Kopf aufrecht; er opfert sogar mit Freuden seine wenigen Groschen für die Brüder der Arbeit, seine Kameraden, die dafür kämpfen, daß der schmale Lohn erhöht wird. Was dünkt euch, ist dieser Mann ein Held?

Ich kenne noch eine Frau. Sie geht in die Fabrik. Ihr Mann verdient nicht viel, und sie muß helfen, daß genug Brot für die Kinder ins Haus kommt. Mittags hastet sie heim, um für die Ihrigen das ärmliche Mahl zu bereiten. Der Feierabend bringt ihr kein Ausruhen. Sie sorgt für Kinder und Mann, kocht, wäscht, flickt und stopft. Und ist sie mit allem fertig, so liest sie. Sie liest eine Zeitung, sie liest Schriftchen und spricht darüber mit dem Vater. Und manchmal geht sie in Versammlungen, aus denen sie mit glänzenden Augen heimkehrt. Sie erzählt den Kindern von dem, was sie dort gehört hat und was ihr Herz bewegt. Mit der Zeit, die sie ihrem Schlafe abbricht, um zu lernen; mit den Pfennigen, die sie sich abdarbt, um den Kampf der Arbeiter für ihr Recht zu unterstützen, will sie dazu helfen, daß alle Menschen Wohlgefallen und Freude auf Erden haben sollen. Was dünkt euch, ist diese Frau eine Heldin?

Ach, meine Lieben, ich kenne noch sehr viele solcher tapferen Männer und Frauen, die in der Stille ihren schweren Kampf kämpfen gegen Not und Unglück, gegen Armut und Unwissenheit, gegen Unterdrückung und Unrecht.

Von ihren Namen meldet „kein Lied, kein Heldentum“. Ist auch nicht nötig; aber wir wollen nicht vergessen, daß zu ihrem Kampfe sehr oft ein größeres Heldentum gehört, als zu den Taten jener „Helden“, von denen eure Geschichtsbücher erzählen.

Der schwerste Kampf, der je gekämpft wurde, das ist der Kampf der zeitgenössischen Arbeiterklasse für ihre Befreiung aus Unterdrückung und Glend. Sie alle, die ihr Leben in diesem Kampfe einsetzen, sind Helden, denen nachzueifern unser höchstes Ziel ist.

Auf, ihr Söhne und Töchter der Arbeiter!
Es gilt ein hohes Ziel! Werbet Helden im
Kampfe für Freiheit und Recht! Brand.

An meinen Sohn.*

Von Percy Bysshe Shelley.

Die Wogen schäumen und tosen am Strand,
Schwach ist und klein der Kahn,
Schwarz grollt das Meer, und am Himmelsrand
Schon dunkelt des Sturmes Nahe.

O komm mit mir, geliebter Sohn,
Komm mit mir! ob die Wellen drohn
Und die Winde heulen, wir müssen an Bord,
Sonst reißen die Schergen der Macht dich fort!

Sie raubten dir Bruder und Schwesterlein,
Und ihr Herz entfremden sie dir;
Ihres Lächelns Reiz, ihrer Tränen Schein,
Der heil'gen, verlöschten sie mir.
Ein toter Glaube, ein Schmachgesetz
Warf um ihr jugendlich Haupt sein Netz,
Und fluchen werden sie mir und dir,
Weil freie Menschen und furchtlos wir.

So komm mit mir, geliebtes Kind!
An deiner Mutter Brust
Schläft noch, gewiegt im Schlummer lind,
Ein zweites unbewußt.

* Der Engländer Shelley, der von 1792 bis 1822 lebte, war einer der größten Dichter aller Völker und Zeiten. Sein Herz schlug in Begeisterung für die Freiheit aller Menschen. Seiner freihetlichen Gesinnung halber wurde er in seinem Vaterland gehaßt und verfolgt. Er siedelte daher nach Italien über. Shelley schrieb das obenstehende Gedicht im Jahre 1819, als ihm der Lordkanzler von England seine beiden Kinder aus erster Ehe unter dem Vorwand vorenthielt, daß er als „Atheist“, das heißt als Jemand, der nicht an Gott glaubt, nicht imstande sei, dieselben moralisch zu erziehen. Er fürchtete damals, daß man ihm auch seinen jüngsten Sohn, William, entreißen werde, der übrigens bald darauf in Rom starb.

Das lacht dich an so süß und lieb,
Und freut sich dessen, was uns blieb,
Und wird auf fernem Lande Main
Dein liebster Spielgenosse sein.

Nicht ewig herrscht der Tyrannen Wort
Und der Priester schmählich Gebot.
Sie stehn an des wütenden Stromes Bord,
Und besudeln sein Wasser mit Tod.
Aus tausend Tälern ihm Zufluß quillt,
Kings um sie schäumt er und tobt und schwillt,
Und Schwert und Zepfer entfluten weit,
Zertrümmert auf den Wogen der Ewigkeit.

Still! weine nicht, du teures Kind!
Du fürchtest den schaukelnden Kahn
Und den kalten Schaum und den pfeifenden
Wind?

Wir wollen dich schützend umfahn.
Deine Mutter und ich, wir kennen die Macht
Des Sturmes wohl, der dich zittern macht,
Mit all seiner schaurigen Gräber Hut,
Die so schaurig nicht wie der Schergen Mut,
Die dich forthezt über die schirmende Flut.

Gedenken wirst du an diesen Tag
Wie an Träume von altem Weh;
Bald wird uns unrauschen der Wellenschlag
Der blauen italischen See;
Ober Hellas umfängt uns, die Mutter der Freie,
Und ich will Lehrer und Freund dir sein,
Daß du rufen lernst ihre Helden all
In ihrer eigenen Sprache Schall,
Und, ganz von hellenischem Geist durchloht,
Dort fordern mögest in Not und Tod
Dein Heimatsrecht als Patriot.

Meister Lampes Reitpferd.*

Es war Reineke hinterbracht worden, daß Lampe der Frau Gärtnerin prahlend erzählt hätte, sein Vater wäre immer auf Reinekes Rücken ausgeritten. Die Frechheit sollte ihm teuer zu stehen kommen!

Reineke machte sich sogleich auf und ging geradeswegs zu Lampes Haus, fand aber die Tür fest verrammelt. Reineke klopfte an, niemand öffnete. Er klopfte nochmals und stärker ans Tor, da hörte er von drinnen eine

* Aus „Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer“. Für die Jugend bearbeitet von Martin Voelky. Mit Bildern von Maximilian Liebenwein. Verlag von E. Neiser, Nürnberg. Der heitere Text und die prächtigen Illustrationen mit ihrer lebendigen Komik werden das Buch zu einem Liebling der Kleinen machen.

jämmerliche Stimme: „Seid Ihr's, Bruder? Ach, tut mir den einzigen Gefallen und lauft zum Arzt, ich hab' mir heute an der Peter-Flie den Magen verdorben und fühle mich schrecklich elend.“

„Ach was,“ antwortete Reineke, „bei der Gärtnerin ist heute Gesellschaft, und ich habe versprochen, Euch zu holen. Kommt nur mit.“

„Ich kann nicht, Bruder.“

„Ihr müßt, Meister.“

„Ich kann nicht laufen, Bruder.“

„Ich will Euch tragen, Meister.“

„Wie wollt Ihr das anfangen, Bruder?“

„In meinen Armen, Meister.“

„Ihr werdet mich fallen lassen, Bruder.“

„Nein nein, ich laß Euch nicht fallen, ganz gewiß nicht.“

Aber Lampe traute dem Frieden nicht und sagte nein. Endlich kamen sie überein, daß er auf Reinekes Rücken reiten sollte.

„Habt Ihr denn einen Sattel?“ fragte Lampe, „ohne den geht's nicht.“

„Den werde ich schon holen,“ antwortete Reineke.

„Und wie ist's mit den Zügeln, Bruder?“

„Die sollt Ihr auch haben.“

„Vergeßt auch die Scheuklappen nicht, Bruder, sonst erschreckt Ihr über die Baumstümpfe am Wege und werft mich in den Graben.“

„Es soll an nichts fehlen,“ sagte Reineke, „die Scheuklappen sollt Ihr ebenfalls bekommen.“

Nun waren sie einig. Reineke wollte Lampe bis dicht vor das Haus der Gärtnerin bringen, den Rest des Weges sollte er dann zu Fuß zurücklegen.

Lampe wußte wohl, daß Reineke ihm etwas antun möchte, aber er wollte schon der Klügere sein. Während er noch Haar und Schnurrbart bürstete, kam Reineke zurück, gesattelt und angeschirrt wie das schönste Zirkuspferd. Er galoppierte bis vor die Haustür und stampfte den Boden, als wäre er sein Leben lang ein Gaul gewesen. Lampe stieg auf, und fort ging es durch die Felder.

Reineke konnte, weil er die Scheuklappen anhatte, weder rückwärts noch zur Seite sehen, aber er fühlte doch, wie Lampe vorsichtig einen Fuß hochzog.

„Was macht Ihr da, Meister?“ fragte er.

„Ich schnalle nur den Steigbügel etwas kürzer, Bruder.“

Langsam zog Lampe auch den anderen Fuß empor, in Wahrheit, um Sporen daran zu befestigen. Als sie nun in die Nähe des Hauses

kamen, wo Lampe eigentlich absteigen sollte, blieb Reineke stehen. Aber Lampe stieß ihm die Sporen in die Seiten und ließ nicht nach, bis er mit Reineke wirklich vor dem Tor war. Auch jetzt sprang er noch nicht ab, sondern ritt stolz am Balkon vorbei, wo die Gärtnerin mit allen ihren Freundinnen saß, dann trabte er vergnügt in den Stall und band Reineke an einem Pfosten fest.

Lampe ging nun ins Haus, machte eine höfliche Verbeugung und reichte jeder Dame die Pfote. „Hatte ich nicht recht,“ sagte er lachend, „als ich behauptete, Reineke wäre unser Familienpferd? Er ist jetzt ein wenig aus der Übung, aber in vier bis fünf Wochen hoffe ich ihn wieder eingeritten zu haben.“

Und währenddessen stand Reineke im Stall und konnte durchaus nicht von dem Pfosten loskommen.

Endlich wurde es Zeit zum Ausbruch. Deshalb verabschiedete sich Lampe von den Damen und saß bald wieder im Sattel. Reineke knurrte, und Lampe ahnte, daß etwas geschehen würde. Solange man das Haus noch sehen konnte, ging alles gut, aber dann war es mit der Gemüthlichkeit vorbei. Reineke häumte sich, schnaute und lästerte und tat alles, um den verhassten Reiter abzuwerfen. Doch das war verlorene Liebesmüh, ebensogut hätte er sich mit seinem eigenen Schatten herumbalgen können. Jedesmal, wenn Reineke störrisch wurde, fühlte er die Sporen in den Flanken, und angenehm war das nicht. Der ganze Boden war schon angewühlt, da kam Reineke endlich auf einen guten Einfall: er warf sich platt in den Sand, rollte ein paarmal hin und her, und das hob Lampe natürlich aus dem Sattel. Aber als Reineke wieder auf den Beinen stand, raste Lampe schon in wilder Hast durchs Gebüsch, und eine Hejagdgung an, bei der unser Meister sich nur mit knapper Not in einen hohlen Baumstamm retten konnte. Da war er vorläufig in Sicherheit, denn das Loch war zu klein, um Reineke durchzulassen, der sich nun völlig erschöpft davor hinstreckte.

Als er so dalag, kam Freund Buffard einher-spaziert. „Ach,“ rief er erstaunt und schlug mit den Flügeln, „wie leid mir das tut, daß unser guter Reineke tot ist! Wie jammerschade!“

„So weit wären wir noch nicht,“ brummte Reineke, „aber hier in dem Loch steckt Meister Lampe, und wenn ich bis Weihnachten warten soll, er kommt mir nicht lebendig heraus. Freund, Ihr könntet mir eigentlich einen Gefallen erweisen: haltet doch statt meiner hier

Wacht, ich komme bald zurück, will nur flink nach Hause gehen und eine Axt holen."

Freund Buffard war mit diesem Vorschlag einverstanden, und Reineke rannte heimwärts.

Als nun eine Zeitlang alles ruhig geblieben war, troch Lampe vorsichtig an die Öffnung und sprach vor sich hin: "Zu dumm, daß Freund Buffard nicht hier ist."

Der stand draußen und hörte es wohl, verstellte aber seine Stimme, als ob er Reineke wäre, und fragte: "Was kann Euch wohl Freund Buffard helfen?"

"Ach, nichts von Bedeutung," antwortete Lampe, "hier im Baum ist nur solch ein prachtvoll fettes Eichhörnchen, wie ich mein Lebtag noch keines gesehen habe. Wäre nun Freund Buffard da, dann würde ich ihn bitten, an dem Loch auf der entgegengesetzten Seite aufzupassen, wo ich das Eichhörnchen schon hinausstreiben wollte."

"Gut, treibt es hinaus, ich will dafür sorgen, daß Freund Buffard es bekommt," lautete die Antwort.

Nun fing Lampe ganz fürchterlich zu lärmen an, als ob er hinter dem Eichhörnchen her wäre, und während Freund Buffard auf der anderen Seite lauerte, entsprang er selbst aus seinem Gefängnis und lief, als hätte er Siebenmeißenstiefel an. —

Freund Buffard langweilte sich schon gewaltig, als endlich Bruder Reineke mit der Axt auf dem Rücken ankam.

Reineke machte sich nun tapfer an die Arbeit und schlug zu, daß die Späne flogen. Da vernahm er höhnisches Lachen. Das reizte Reineke, der Lunte roch, und ohne lange Reden packte er den Freund Buffard zwischen Kopf und Kragen.

"Laßt mich los," schrie der, "laßt mich los, wenn Euch Lampe nicht entwichen soll, Ihr seid ihm schon ganz nahe auf den Leib gerückt!"

"Euch bin ich näher," brüllte Reineke in grenzenloser Wut, "als ich Lampe heute wohl je kommen werde. Wer hat Euch geheißt, mich zum Narren zu halten?"

Da erzählte Freund Buffard die ganze Geschichte und meinte zum Schluß, daß Lampe der niederträchtigste Betrüger wäre, der auf Erden herumliefe. Aber damit war Reineke nicht geholfen.

"Das ist mir alles einerlei," rief er zornig, "Euch habe ich hier als Wächter zurückgelassen. In diesem Baum war Meister Lampe. Nun komme ich zurück, finde Euch vor dem Loch, und der Gauner selbst ist fort. Dafür sollt

Ihr jezt die Beche bezahlen. Ich hab' mich schon zu sehr geärgert, um mich nun noch von einem Lumpen, wie Ihr seid, schlecht behandeln zu lassen. Wartet, Freundchen, in einen brennenden Reißighaufen werfe ich Euch miserablen Kerl, daß Ihr knusprig werdet!"

"Immer langsam," entgegnete Freund Buffard, "dazu gehören zwei. Ihr vergeßt wohl, daß ich fliegen kann?"

"Nun, dann soll es gleich geschehen," brüllte Reineke außer sich vor Wut, packte Freund Buffard am Schwanz und wollte ihn ins Gestrüpp schleudern. Aber als er nachschaute, hielt er nur ein paar lumpige Federn im Maul, und Freund Buffard strich feil durch die Luft wie einer von den schönen Papierdrachen, die unsere Kinder im Herbst steigen lassen.

Zwei Treibhauspflanzen.

Von Hebe.

Es war nur ein schlichtes, kleines Gänseblümchen, das draußen auf freiem Felde hätte wachsen sollen, zwischen Butterblumen und rotem Klee, von der hellen Sonne bestrahlt und vom warmen Frühlingregen besüßet. Von der Natur war es dazu bestimmt, im Mai zu erblühen und im September zu verwelken. Zwischen langen, schlanken Grashalmen sollte es empornwachsen, und die Schmetterlinge sollten es umspielen. Aber dieses arme, seltsame, kleine Gänseblümchen war kein Naturkind. Niemand hatte es die grünen Fluren gesehen, niemals mit den lauen Lüften gespielt und im frischen Morgentau gebadet; niemals war es von der Sonne geküßt, niemals von einem Schmetterling besucht worden. Anstatt zwischen grünen Gräsern hervorzufragen, war es ganz allein in einen irdenen Topf gepflanzt, und dort wuchs es und fing schon im Februar an zu blühen, während es draußen noch stürmte und schneite. Anstatt Butterblumen und roten Klee zu seinen Nachbarn zu haben, war mein schlichtes Gänseblümchen von einer tropischen Blumenpracht umgeben. Köstliche Rosen und prächtige Nelken, süß duftende Hyazinthen und stattliche Chrysanthemen, viel farbige Tulpen und blühende Azaleen — das waren die Blumen, in deren Mitte das Gänseblümchen stand. Auch Palmen waren dort und Gummibäume und rankende Weinreben. Wie stolz sahen sie alle auf das einsame kleine Gänseblümchen herab! Arme kleine Treibhauspflanze! — Aber das Gänseblümchen selber

war mit seinem Loß ganz zufrieden und hielt sich gar nicht für arm. Wenn es durch die großen Glascheiben des Treibhauses hinausblühte in die kalte, starre, wintergraue Welt, so freute es sich, daß es an einem warmen, geschützten Orte wachsen und gedeihen durfte; ja, es ahnte nicht einmal, daß da draußen überhaupt jemals Blumen wuchsen.

Ein Mann, der einen langen, schweren Mantel und eine Pelzkappe trug, kam eines Tages mit raschen Schritten in das Treibhaus, schüttelte den Schnee von seinen Stiefeln, zog seine großen wollenen Handschuhe aus und erklärte, indem er sich die Hände rieb, daß es draußen mächtig kalt sei. Dann fing er an die Blumen zu besichtigen. Das Gänseblümchen kannte diesen Mann ebenso gut, wie es den Gärtner kannte, der es groß gezogen hatte. Jede Woche kam er ein- bis zweimal, und jedesmal nahm er einige der Blumen und Pflanzen mit sich fort. Das Gänseblümchen konnte immer sehen, wie sie eingewickelt wurden, wie man sie dann hinaustrug und in einen großen geschlossenen Wagen setzte. Es konnte sehen, wie dann der Mann im langen Mantel vorn auf den Kutschersitz sprang, die Zügel der Pferde ergriff und davonfuhr. Wo fuhr er die Blumen hin? Was wurde aus ihnen, wenn sie das Treibhaus verlassen hatten? Das hätte das Gänseblümchen gar zu gern gewußt. Oft dachte es: „Ob auch einmal die Reihe an mich kommt? Ob ich wohl auch einmal hinausziehen werde in die weite unbekannte Welt? Aber nein, meine Blüten sind nicht groß und schön wie die Chrysanthemem, und sie duften nicht süß wie die Nelken und Rosen. Ich bin nur ein armes, kleines Gänseblümchen, und der Mann im langen Mantel wird mich gewiß nicht wollen.“ Eigentlich sehnte es sich gar nicht danach, fortzukommen, denn es war ein zufriedenes, anspruchsloses Blümlein, und es gefiel ihm in seiner Heimat. Und doch: jedesmal wenn der Mann im langen Mantel hereinkam, lebte es in allen seinen kleinen Blättern vor erwartungsvoller Erregung. Heute morgen kaufte er wieder Pflanzen. Er hatte schon einen Gummibaum und verschiedene Palmen ausgewählt, der Gärtner war gerade dabei, Rosen und Nelken für ihn abzuschneiden, und jetzt kam er quer durch den Raum geschritten, um eine knospende Nigella zu betrachten. Dabei stolperte er über das Gänseblümchen, das am Fußboden stand. Erst brummte er etwas ärgerlich in seinen Bart, denn beim Stolpern

hatte er sein Knie an einer Holzliste gestoßen, in der Samen aufbewahrt wurde. Dann aber bückte er sich, um die Pflanze, die er umgeworfen hatte, aufzurichten, und dabei bemerkte er: „Ei, sieh da, die hat ja schon Knospen! Das ist aber ungewöhnlich zeitig.“

„Meinen Sie das Gänseblümchen?“ fragte der Gärtner, ohne sich umzusehen. „Ja, das ist eine außergewöhnlich prächtige Pflanze. Ich habe sie selbst gezogen, und es ist die einzige, die ich augenblicklich zur Hand habe.“

Der Mann mit dem langen Mantel strich seinen Bart; dann sagte er: „Ich werde sie kaufen.“

Das Gänseblümchen begriff kaum, was mit ihm geschah, so schnell ging alles. In wenigen Minuten befand es sich zusammen mit den anderen Pflanzen, die der Mann soeben gekauft hatte, in dem großen geschlossenen Wagen und wurde schnell von dannen gefahren. Es war stockfinster in dem Wagen, und der Weg war weit. So hatte das Gänseblümchen Zeit genug, sich in seine eigenen kleinen Gedanken zu vertiefen. Wäre es eine Feldblume gewesen, so hätte es gewiß von Vögeln und Schmetterlingen und dem warmen Sonnenschein geträumt; es hätte etwas gehabt, an das es denken, wonach es sich sehnen konnte. Aber es war eine Treibhauspflanze und kannte nichts als die Wände aus Glas, die es beschirmten hatten. Das war seine Vergangenheit. Was würde seine Zukunft sein? Es konnte sich keine Vorstellung machen von der Welt, die ihm so fremd war. Es konnte nur träumen, träumen. Dabei dachte es aber auch daran, daß es am Ende gar nicht so ein armes, häßliches, kleines Blümlein sei, denn es war ja gekauft worden, ebenso wie die großen, stolzen, duftenden Blumen, und der Gärtner hatte es „eine prächtige Pflanze“ genannt. Dieser Gedanke machte es beinahe stolz.

Plötzlich hielt der Wagen mit einem Ruck, die Tür wurde aufgerissen, und ebenso schnell, wie es in den Wagen hineinfördert worden war, wurde nun das Gänseblümchen wieder hinausgetragen; gleich darauf befand es sich in einem Raum, dessen Wärme und Duft an die Luft im Treibhaus erinnerte. Vorsichtig wurde das Seidenpapier entfernt, das seine kleinen Blätter und Knospen umgab, und nun konnte es sich umsehen.

Wenn seine frühere Umgebung einem tropischen Garten geglichen hatte, so war seine jetzige Umgebung das Paradies selber. Pflanzen aller Arten und aus allen Weltgegenden um-

gaben es. Dunkle Lannen standen neben schlanken Palmen. Ein berauscherndes Duft von Rosen, Nelken, Hyazinthen und Heliotropen erfüllte den Raum. Azaleen und Orchideen blühten um die Wette mit großen, vielfarbigen Chrysanthemem, die aus hohen japanischen Vasen liebevoll herniederzuschauten auf blaue Beichen und schneeweiße Mairglöckchen. Diese waren in glänzenden Kristallgefäßen geordnet und durch lange veilchenblaue und weiße Seidenbänder miteinander verknüpft wie Kinder, die einen Ringelreihen tanzen. Von der mit Gold verzierten Decke hingen Glaskugeln herab, die waren ganz mit Licht erfüllt, und die Wände bestanden ganz aus Spiegeln, so daß es aussah, als ob sich die Licht- und Blumenpracht ins Unendliche erstreckte. Durch das hohe, breite Schaufenster konnte man hinaus auf die belebten Straßen sehen. Am Schaufenster standen die herrlichsten Blumen, und mitten unter diese, dicht an die Scheibe, wurde das von all dem Glanz und der Pracht fast betäubte Gänseblümchen gestellt.

Anfangs wagte es kaum aufzusehen, aber dann richtete es doch seinen schüchternen Blick hinaus auf die Straße. Was für ein Leben! Welche Bewegung! Was für endlose Reihen von Straßenbahnen und Wagen und Fußgängern! Die meisten Leute eilten hurtig vorbei, von den Sorgen ihres Alltagslebens erfüllt. Aber viele blieben vor dem Schaufenster des Blumenladens stehen und bewunderten die Hochsommerpracht, die dahinter zu locken schien; und vieler Augen ruhten mit Wohlgefallen auf unserem Gänseblümchen. Durch das Fensterglas hindurch konnte es hören, was die Leute sagten. Da waren zwei reich gekleidete Frauen, die unterhielten sich über die hohen Preise der Blumen.

„Sie sind um diese Jahreszeit furchtbar teuer,“ sprach die eine zur anderen, „aber man muß sie doch bei festlichen Gelegenheiten haben. Für ein Ding wie das Gänseblümchen würde ich keinen Pfennig ausgeben. Ich kaufe nur Blumen, die nach etwas aussehen und duften.“ —

Die Frauen gingen weiter, und drei kleine Mädchen kamen herbei. „Was für herrliche Blumen,“ riefen sie und blieben in unverhüllter Bewunderung vor dem Schaufenster stehen. „Mir gefallen die zarten Teerosen am besten,“ sprach die eine. „Und mir die roten Nelken,“ rief die andere. Die dritte brückte ihr von der Kälte rotes Mäuschen dicht gegen

die Fensterscheibe, um besser hineinschauen zu können; dann sagte sie: „Meine Lieblingsblume ist das Gänseblümchen.“ „Aber das riecht ja nicht,“ entgegneten ihre Gefährtinnen. „Ich weiß es, aber es ist so herrlich, wenn es draußen auf den Wiesen blüht. Ich mag es so gern, weil es mich immer an den Sommer und das Land erinnert.“ —

Nun waren die kleinen Mädchen fort, und ein alter Mann, der einen alten schäbigen Überzieher trug und einen furchtbar traurigen Ausdruck im Gesicht hatte, stand an ihrer Stelle. „Ein Gänseblümchen mitten im Winter!“ sprach er laut zu sich selbst. Er schien die anderen Blumen überhaupt nicht zu sehen. Alle seine Gedanken schienen sich um das kleine, bescheidene Pflänzchen zu drehen. Armer alter Mann, dessen Leben so reich an Unglück, und dessen Seele so reich an Schmerzen war! An all das Glück, das er je gekannt, erinnerte ihn das Gänseblümchen. „O wie sehne ich mich nach dem Sonnenschein der weiten Gefilde und nach der freien Luft der Berge!“ flüsterte er vor sich hin; dann ging er müden Schrittes weiter.

Fortf. folgt.

Herbst.

Von Robert Reinick.

Da steigt der Herbst frisch von den Bergen nieder.

Und wie er wandert durch den grünen Wald, gefällt's ihm nicht, daß überall das Laub dieselbe Farbe hat; er sagt: „Viel hübscher ist's rot und gelb; das sieht sich lustig an.“ So spricht er, und gleich färbt der Wald sich bunt.

Und wie der Herbst drauf durch den Garten geht und durch den Weinberg, spricht er: „Was ist das?“

Der Sommer tat so groß mit seiner Hitze, und Wein und Obst hat er nicht reich gemacht? Schon gut, so zeig' ich, daß ich's auch verstehe! Und kaum gesagt, so haucht er Wein und Obst mit seinem Atem an, und, siehe da! — die Äpfel und die Pflaumen und die Trauben, zusehend's reifen sie voll Duft und Saft. —

Drauf kommt der Herbst zur Stadt und sieht die Kinder in ihrer Schule sitzen voller Fleiß.

Da ruft er ihnen zu: „Grüß Gott, ihr Kinder!“

Heut ist Sanct Michaelstag; da gibt es lange Ferien. Kommt zu mir aufs Land! Ich hab' dem Wald sein Laub schön bunt geblasen;

ich hab' dem Apfel rot gefärbt die Backen; ich will euch klar und blank die Augen wehen, und eure Backen will ich tüchtig bräunen, wie sich's für Kinder schickt. Versteht ihr mich?" —

So spricht der Herbst, und jubelnd ziehn die Kinder

auf seinen Ruf durch Berg und Wald und Feld und kehren heim mit neuer Lust zur Arbeit.

Die sieben Schwaben.

(Schluß.)

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld, da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe, und hatte die großen gläsernen Augen starr aufsiehen. Da erschrafen sie bei dem Anblick des grausamen und wilden Tieres insgesamt und hielten Rat, was zu tun das wenigst Gefährliche wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setze ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie: „Wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!“ saßen alle sieben den Spieß an, der Herr Schulz vorn und der Weilli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Weilli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief:

„Stoß zu in aller Schwabe Name,
Sonsi wünsch' i, daß ihr möcht' erlahme.“

Aber der Hans wußt' ihn zu treffen und sprach:

„Beim Element, du hast gut Schwäbe,
Bischt stets der Leischt beim Drachebege.“

Der Michel rief:

„Es wird nit fehle um ei Haar,
So ischt es wohl der Teufel gar.“

Drauf kam an den Fergli die Reihe, der sprach:

„Ischt er es nit, so ischt's sei Mutter
Oder des Teufels Stiefbruder.“

Der Markl hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Weilli:

„Gang, Weilli, gang, gang du voran,
I will dahinte vor di sahn.“

Der Weilli hörte aber nicht drauf, und der Zockli sagte:

„Der Schulz, der muß der erschte sei,
Denn ihm gebührt die Ehr' allei.“

Da nahm sich der Herr Schulz ein Herz und sprach gravitatisch:

„So zieht denn herzhaft in den Streit,
Hieran erkennt man tapfre Leut.“

Da gingen sie insgesamt auf den Drachen los. Wie der Herr Schulz dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst: „Hau! hurle-hau! hau! hauhan!“ Davon erwachte der Hase, erschraf und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so selbstflüchtig sah, da rief er voll Freude:

„Hoh, Weilli, lueg, was isch das?
Das Ungeheer ischt a Häs.“

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abenteuer und kam an die Mosel, ein moosiges, stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken sind, sondern man an mehreren Orten sich muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die sieben Schwaben das nicht wußten, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüber kommen könnte? Der Mann verstand wegen der Weite und wegen ihrer Sprache nicht, was sie wollten, und fragte auf sein trierisch: „Wat? wat?“ Da meinte der Herr Schulz, er spräche nicht anders als „wate, wate durchs Wasser,“ und hub an, weil er der Vorderste war, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versank er in den Schlamm und in die antreibenden tiefen Wellen, seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer, und ein Frosch setzte sich dabei und quakte: „Wat, wat, wat.“ Die sechs anderen hörten das drüben und sprachen: „Unser Gesell, der Herr Schulz, ruft uns, kann er hinüber waten, warum wir nicht auch?“ Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also daß ein Frosch ihre sechs ums Leben brachte, und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Hause kam.

©rimm.

Verantwortlich für die Redaktion:
Franz Clara Zeitlin (Zumbel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.